Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2007)

Artikel: Ode an den Streuobsthain
Autor: Weber, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882809

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ode an den Streuobsthain

Peter Weber

1 Jahreshafen

Die grossen Ankunftssekunden, wie man sie bei der Einfahrt in den Bahnhof Frankfurt erlebt: Der Hochgeschwindigkeitszug hat in hessischen Wäldern eben seine Geschwindigkeit abgestreift – in Grüngürteln, Grünringen sind sie um die Stadt angelegt –, er überquert den Main, zieht auf einer Gleisbrücke um seine letzte Kurve, eine Brückenkurve, langsam und langsamer werdend, steht bald fast still, damit sich den Reisenden ein Bild aufprägen kann, gestochen aus erhöhtem Blick übers Gleisfeld: Alle Linien münden in die fünf prächtigen Hallenhauben. Alle Gleise, alle Kurven wollen unter diese Schwingen. Die Wolkenkratzer, genau dahinter angeordnet, bewachen die rundgeschwungene Fünf scharf, auf ihren knappen Dächern brüten sie kleine Dachwolken aus. Sämtliche Hochbauten sind der Bahnhofsfünf entstiegen, erkennt man aus dieser Perspektive, die Abendsonne brennt diese Gewissheit täglich fest, indem sie flutet, schüttet, mit Licht kittet und fixiert, was ihr sehr gefällt.

Ein vergleichbares Urbild, von derselben Abendsonne gemalt, kenne ich aus meiner engeren Heimat: ein Landschaftsbild mit Hochhäusern und Bergen: Wenn der Voralpen-Express das mittlere Toggenburg verlässt, fährt die Bahn auf einem Trassee quer durch den Talboden, auf aufgeschüttetem Tunnelaushub, auf Berginnerem. Von diesem Bahntrassee aus sieht man talaufwärts, kurz bevor man in den langen Tunnel taucht, einige Sekunden lang die grosse Drei unter der grossen Sieben stehen: drei Hochhäuser stehen genau unter den sieben Churfirsten. Gelbbauchige Wolkentürme über den Bergen, dämmerungsgefällig.

2 Im Gebälk des Himmels

Während ich in Frankfurt wieder und wieder anreise, werden die Bahnhofshallen aufgehellt, man hört die Geräusche der Arbeitenden, ohne sie je zu sehen, sie schweissen neue Gewölbe, ersetzen die alten Dachplatten, ersetzen das Glas, lassen mehr Licht einfliessen. Frankfurt: grosse alte Öffentlichkeitsstätte,

Sprachbewegerin, Veröffentlicherin, über den Köpfen wird die alte Öffentlichkeit ersetzt, die Hallen werden hell und heller, der Hallraum wächst, die Züge werden weisser, je schneller sie sind. Auch in der Schweiz weicht das gemüthaftere Bahngrün, das Bahnblau, das Bähnchenrot dem schnelleren Weiss.

Die deutschen Hochgeschwindigkeitszüge sind eigentliche Halogene, Salzbildnerinnen, sie liefern Salze in unsere Süsswasserstädte. Nachts stehen die weissen Züge nebeneinander, alle drei Generationen, Sprachmutterschiffe. Nächtliche Stille über den schlafenden Rasern, als wären die Geräusche des Arbeitstages abgesaugt worden. Ich sehe, dass eigentlich Lufthauben geschweisst werden, es entstehen in den fünf Gleishallen fünf Zeppeline, drei grosse und zwei kleinere, ich werde mir einen der Plätze vormerken lassen, wenn sie, aufgefüllt mit Stimmen, Tosen und Gebrause, mit Brabbeln und Geflüster, im nächsten Jahr gross ausgehallt werden.

3 Die Stille, bevor jemand das Wort ergreift

Frankfurt: Gerüchteköchin, Vervielfältigerin. Heimat verschiedenster Geflüsterbranchen: Messen. Höfische Aufwartungen. Die wertvollen, stillen Sekunden, wie sie hier üblich sind, bevor ein Redner ansetzt: Sie scheinen jahrhundertelang kultiviert und durch nichts zu verwüsten. Durst nach dem Wort, nach Rede und Aussage. Bei Preisverleihungen, Ehrungen, bei den vielen grossen Wortveranstaltungen lässt sich die grosse Prozession der Geistesarbeiter beobachten, nach ungeschriebenem höherem Gesetz finden sich alle Geister ein, schmucklos, trachtenlos, musiklos meistens. In Dorfgrösse eigentlich, man kennt sich. Literarische Kreise, Verlagshäuser in wechselnden Besetzungen, die grossen Zeitungen, Rundfunk, die Universität in vielerlei Gestalt, ehrenwerte Bürger, Geistesadel, der Buchhandel, das Volk der Leserinnen und Leser, alles hat seine Ordnung, jeder hat seinen Auftritt, seinen Platz. Hinter einigen Menschen: Geflüstersäume, Gerüchteschleier, oft von den Köchen gar selber getragen. Dann der Tanz um das offene Mikrophon. Das freie Wort, und wie gelauscht wird, innig, rituell. Man hört hier jedes Wort. Das leise und das donnernde. Ätzendes und Geflötetes. Einzigartige, weit strahlende Wortkultur: nur in dieser Stadt. Grosses semantisches Orchester Frankfurt.

4 Wo wir schlafen

Das Stadtschreiberhäuschen von Bergen: Mein erstes Haus am Meer. Luftbeobachtungsposten an wechselnden Ufern. Bei

schlechtem Wetter ist die Mainebene ein prächtiger dunkler Ozean aus Wald, Dunst und Gewölk. Gespeichertes Saftgrün. Wandernde Schleier. Winde wie an der See. Nachts die Lichtermillion, die Waldflächen sind Schwarzinseln, in blinkende Ketten gelegt: unsere Schlafplätze. Eines Novembermorgens lag Nebel vor der Tür, der bekannte Schweifteppich, er trug mich in den Streuobsthain, ich wohnte einige Stunden in der Krone eines Apfelbaums in unendlichem Schimmer. Die Luftuhr über Frankfurt kennt neu die 46-Sekunden-Minute, immer sind mehrere Flugzeuge im Landeanflug, in einer Reihe, an einer Schnur, sie teilen schieben die Wolken. Ich sah, dass an Bändern Streuobst durch den Himmel geführt wird, nutzlose Nüsse, vergessene Birnen, die Sonne selbst: ein kleiner Apfel, der sich aus der Krone stiehlt, sich abends auf die Wolkenkratzer setzt, rote Wolke wird, zerstiebt. Im Frühling entwachsen neue Hochhäuser den Ästen der alten Obstbäume, dem feinsten Gezweig, den frischen Blütenblättern: Fruchtzuckerstöcke, gefügt aus Stärke oder Knete. Der Gemütszucker, die Zwetschgensüsse, wird den Sing- und Spaziervögeln überlassen.

5 Das Naturjahr: Laufende Kerbelbeobachtung

Wer durch den Kerbelwald und die Hochstämme streift, verwandelt sich in namenloses Wild. Als die gestohlenen Hainäpfel gegessen waren, stahl ich täglich Spargeln und Beeren. Auf der hohen Strasse stahl ich Korn, badete in wiegendem Gold unendlicher Felder oder stahl nur Wörter und Wissen: Brummelochs nennt sich der fruchtbare, mainsandbestäubte Boden auf den weiten Hügelrücken Richtung Thüringen. Auch bei Regen bin ich täglich durch den Streuhain gestrichen, durchs Unterholz gekrochen. Gleich neben der Autobahn in der Ebene habe ich asiatische Pilze entdeckt, etwa den roten Tintenfischpilz, der sich entlang der Reiselinien ausbreitet: Sporen an Containern.

Als der Kerbel übermenschengross war, stieg ich bei schönstem Sonnenschein ins städtisch verordnete Grün unters Blätterdach, ging einige Schritte im zitternden Schatten und geriet in eine septemberliche Auswölbung. Ein literarischer Mikrokosmos, unter einem grossen Zeltdach. Menschen und Musik. Reden.

6 Die Schritte der Verliebten

Ich schreibe, Liebes Zelt, in dunklen Räumen, in Dunkelkammern, mit geschlossenen Rolläden, versuche so, die Morgendämmerung bis in den Nachmittag zu dehnen – notwendige

Dämmerungsverlängerung, ich ziehe den Rolladen in Etappen hoch. Durch den Sichtschlitz, der dabei entsteht, blickt man im Stadtschreiberhaus vom Schreibtisch auf die Strasse. Die Spaziergänger, die in Flüsterweite am Fenster vorbeigehen, laufen Gefahr, direkt in die Texte zu geraten. In einem unachtsamen Moment, der Rolladen zu weit offen, befand sich tatsächlich der Kopf eines Mannes auf dem Schreibtisch, halslos. Das Erschrecken war gegenseitig.

Sonntags die zahlreichen Spaziergänger, die Ausflügler, im Winter die grossartige Hut- und Mützenparade auf Schreibtischhöhe: glänzende Felle, Wolle, Filz. Oft standen die Leute an der Hausecke vor den Schildern, dann hörte ich, wie die Namen gelesen wurden, meistens liess ich Musik laufen, das Haus war also bewohnt. Nun wurden immer wieder andere Stadtschreiber im Haus vermutet, wie ich hörte, oder alle gleichzeitig, in einer grossen Wohngemeinschaft. Liebe Mitbewohner und Mitbewohnerinnen, ich habe weisse Leinenvorhänge angebracht, bin dahinter in fremde Häute geschlüpft. Wenn ein anderer Peter im Haus vermutet wurde, Kurczek, Bichsel, Härtling oder Rühmkorf, schickte ich Tippgeräusche durchs offene Fenster der Stube, durch wallendes Weiss der Vorhänge, Satzkaskaden, «er arbeitet gerade», hörte ich dann, «schreibt lange Sätze». Nur wenn ich meinen eigenen Namen hörte, hielt ich still.

Das Schönste aber sind die Schritte und Bewegungen der Verliebten – im Bus Nr. 43 Bergen Ost sieht man die Pärchen noch gesittet nebeneinander sitzen, nur erhöhte Temperatur in den Gesichtern –, das Schönste: Wenn sie an der Station Haingasse den Stadtbus verlassen haben und sich die frische Verliebtheit die Oberpforte hinuntergiesst, trudelt, herzvorkopf, die Schritte werden tänzerisch, die Fassaden kuss- und küsschengeschmückt. Die Verliebten wähnen sich unbeobachtet, das Stadtschreiberohr aber hört kussbegleitete, unregelmässige Schrittfolgen von weitem. Die Verliebtheitslinien, die sie hinter sich herziehen, müsste man nachzeichnen, die ganze Breite der Oberpforte nähmen sie ein, als würde der Streuobsthain mit seinen wilden Paradiesgewächsen bis in diese Gasse ausgreifen. Das beste Versteck für Verliebte.

7 Schwesterstädte

Zwischen Frankfurt und Zürich verkehrt die Binnenbahn, man erlebt reisend wechselndes Flussgrün von Main, Rhein, Aare und Limmat. Frankfurt und Zürich: Scheinriesinnen, Kleinmetropolen mit grossen, klingenden Namen, mit altem,

weittragendem Ruf. Flussstädte mit den sie umlagernden hügeligen Landschaften, die sie in den Bann ziehen. Kopfbahnhöfe, Bahnpulsknoten. In Frankfurt ist ein eigenes Element entstanden, die versammelte Süsse würfelt sich in die Höhe: Dem frischen, durchströmten Frühlingsgrün im Stadtinneren entsteigen unvermittelt himmelblaue Türme, Wolkenspiegler, Blauraumverdoppler. In der Schwesterstadt Zürich bleibt die gesammelte Süsse flüssig, das Baumgrün des Ufersaums geht ins Seewasserblau über, in diese grosse Wasserwaage, sie wägt täglich die Wolken, wiegt das Grün, wiegt weisse Schiffe.

8 Zwei Geschwindigkeiten

Ein Winterabend zwischen Zürich und Frankfurt, der Hochgeschwindigkeitszug verlangsamt seine Fahrt, wir durchfahren, langsamer werdend, einen kleinen Bahnhof, das Innenlicht, das die Zugfenster vor dunklem Hintergrund bespiegelt, fällt nun aufs halbhelle Perron. Ein Stromausfall möglicherweise, die Leute warten auf ihre roten Vorortszüge, das Licht des langsam vorbeiziehenden Hauptstadtzuges leuchtet sie weisslich aus, gleitendes Neon, das sie befällt wie kaltes Fieber. Die Wartenden wenden sich sofort ab, im Vorort ertappt, der ICE wird quälend langsam, fast hätten wir – die Geschwindigkeitsbegünstigten – dieses andere Leben da draussen vergessen, wir ziehen viel zu nah vorbei, durchschneiden Intimsphären, selbst die Hochbeschäftigten, in ihre mitgeführten Bildschirme vertieft, blicken nun aus den Fenstern, niemand spricht im Zug, die Erhellten draussen zeigen keine Gesichter, nur ihre Hinterköpfe, helle Scham. Jetzt steht der Zug sogar einige Sekunden, die Türen bleiben verschlossen, versiegelt, niemand bewegt sich, wir atmen auf, als wir den Bahnhof verlassen, wieder ins Dunkel tauchen und nur noch unsere eigenen Gesichter im wieder spiegelnden Fensterglas des Zuges sehen.

9 Im Weltraum zwischen Frankfurt und Köln

Eine Fliege an der Aussenscheibe des neuen Hochgeschwindigkeitszuges nach Köln, sie hält sich am Glas, die beflaumten Beine straff. Eine andere Fliege spaziert über die Innenglasseite, gefangen. Nun gewinnt der Zug mässig Fahrt, die äussere Fliege sperrt sich mit Leibeskräften gegen den Fahrtwind, sie ist auf grosser Reise, die Flügel presst sie an den Körper, die Fühler und die kleinen schwarzen Flimmerhärchen an den Beinen flattern. Das Facettenauge blickt auch ins Innere, sieht mich und ihr Gegenüber. Die Innenfliege spaziert immer wieder auf die Aussen-

fliege zu, als könnte sie Hilfe bringen. Frankfurt Flughafen, der Zug hält, die Aussenfliege bleibt am Fenster, die Innenfliege steht deckungsgleich: Spiegelfliege. Weiterfahrt, es beginnt zu regnen, spärlich. Die Wasserbäche rinnen schräg über die Scheibe, einzelne Tröpfchen, die sich zu Adern bahnen. Die Innenfliege spaziert den entstehenden Bächen entlang, als hätte sie Durst. Wir werden schneller, die äussere Fliege stemmt sich nun mit ganzer Kraft entgegen, auf Höllenfahrt, zitternd, mit ihren Facettenaugen sieht sie die wachsende Geschwindigkeit aus allen Richtungen, Bäume, Masten. Die Wassertröpfchen nähern sich ihr unaufhaltsam, sie gerät in wilde Fluten, wird von Tröpfchen gerammt. Ihre haftenden Füsse werden unter Wasser gesetzt, fette Tropfen kommen angeschossen. Plötzlich ist sie weggerissen, fort. Die Innenfliege spaziert weiter übers Fenster, es lässt sich nicht öffnen, sie wird lebenslänglich im luftberuhigten Abteil bleiben, ohne je wieder auf eine andere Fliege zu treffen. Hochgeschwindigkeit: Die Aderbäche werden zerstottert, kantig, platt, aus Wasser wird seltsamer Kunststoff, reissende Folie, wir sind am Limes, wir heben ab. Zugsansagen der Lufthansa: Loreleiersatz-, Reimersatz- und Liedersatzverkehr. Die frühere Traumkurvenbahn ist im Reiseheftchen bildreich vertreten. Der neue Limes wurde in einer Geraden durch die Wälder und Hügel geschlagen, zuletzt wohl trat die eine Baumschneidemaschine mit ausgreifender Linienschere auf den Plan, auf Schienen laufend, böschungstreu. Wir fliegen über prächtiges Hügelland, weite, offene Bauchfelder, Dörfer in den Senken, wir fliegen entlang einer Autobahn, überholen die schnellsten Raser spielend, sie fahren rückwärts. Schlagende Helldunkelwechsel, Tunnel folgt auf Brücke. Die Gleise überwinden immer wieder kleine Terrainwechsel, ziehen aufwärts, wieder hinunter; wenn der Zug 300 Kilometer pro Stunde erreicht und über eine Hügelkuppe zieht, wird man für kleine Sekunden aus dem Sitz gehoben und im Reisenerv gekitzelt: Witz und Weltraum unter dem Bauchfell.

10 Der Onkel aus Amerika

Der Stadtschreiber hat keine Pflichten. Wenn die Geschichten allerdings ins Haus kommen, hat er sie festzuhalten. Die folgende Geschichte beginnt in der Ostschweiz. Meine Eltern zogen, als alle Kinder ausgeflogen waren, in ein Haus auf gut neunhundert Metern über Meer, wohnten in bäuerlicher Umgebung. Die Nachbarn hatten – als schon ältere Eltern – unverhofft ein Töchterchen bekommen, es wuchs in der Nachbarschaft kinderreicher Familien auf, hatte keine Geschwister, und auch keine

Grosseltern. Eines Morgens klopfte das dreijährige Kind bei meinen Eltern an die Tür und fragte meine Mutter unverblümt: «Willst du meine Grossmutter sein?». Sie bat um kurze Bedenkzeit und willigte schliesslich ein, auch, weil ihre eigenen Kinder sich mit der Reproduktion nicht gerade zu beeilen anschickten. Das Mädchen also adoptierte seine Grossmutter entschlossen, die beiden spielten fortan ihre Rollen ohne ironische Brechung, im innigen Ernst der gewählten Verwandtschaft. Ich war damals viel unterwegs, lebte in Zürich, kam selten ins Tal, ein idealer Gerüchtetransporter also. Wir waren zu dritt im Dorf gesehen worden: Wenn meine Mutter des Mädchens Grossmutter war, so musste es – da meine Geschwister in kenntlichen Verhältnissen lebten – meine uneheliche Tochter sein. Wenn wir danach gefragt wurden, sagte ich – da in dieser gewählten Verwandtschaft immer der Märchenton mitschwang –, ich sei der Onkel aus Amerika. Das Kind aber hatte die Beziehung zu ihrer gewählten Grossmutter auf Glaubenssätzen gebaut, es wollte glauben, dass ich aus Amerika war, es hatte sich den fernen Westen ernsthaft ausgemalt und wünschte mich zwischen die Wolkenkratzer. Als ich irgendwann beiläufig sagte, ich wohne in Zürich, war sie sehr enttäuscht. Enttäuscht darüber, dass ich Tarnung und Verblümung so leichtfertig, nebenbei, verscherzt hatte.

Frankfurt, Stadtschreiber, Deutschland: das klang nun sehr amerikanisch. Die Grossmutter kündigte an, sie werde mit ihrem Grosskind nach Frankfurt kommen, als elftes Geburtstagsgeschenk. Der Grossonkel aus Frankfurt ahnte, was für eine Pflicht ihm aufgeladen wurde: Das erste Ausland würde sie erleben. Zum ersten Mal in einem deutschen Hochgeschwindigkeitszug. Zum ersten Mal im Speisewagen. Zum ersten Mal in einem Hotel, ich buchte für Grossmutter und Grosskind ein Doppelzimmer in der Schönen Aussicht. Zum ersten Mal in einer grossen Stadt. Der deutsche Hochgeschwindigkeitszug fuhr ab Basel auf vorgezeichneter Linie: die erfundene Geschichte aus einem anderen Jahrhundert, die Geschichte des Mädchens aus den Schweizer Bergen, das in Frankfurt ihr Stadttrauma erlebt und wieder in ihre heile Bergwelt zurück will.

Am Bahnhof erste Begeisterung. Zum ersten Mal Untergrundbahn. Wir fuhren direkt zur Hauptwache, von dort mit dem Schnelllift aufs Dach des Kaufhofs, mit prächtiger Sicht auf die Wolkenkratzer. Die Flugzeuge, die Leute, die Läden. Die kindliche Freude über alles war ansteckend, und Frankfurt zeigte sich nun als grossartige Gastgeberin für Mädchen aus den Bergen, die Strassen waren aufs Erfreulichste international durch-

mischt, städtische Paladine, die ein Jahrhundert lang gewartet hatten, standen an jeder Ecke. Jeder Kellner, jede Verkäuferin hatte die richtigen Worte bereit, Höflichkeiten, kleine Aufmerksamkeiten. Das Grosskind packte zur Verblüffung der Grossmutter und des Grossonkels ein geschliffenes, tief verinnerlichtes Fernsehhochdeutsch aus.

Die Fachwerkhäuser Seckbach und Bergen bedienten Gebrüder-Grimm-Phantasien. Alles wurde für grossartig befunden, selbst der schönwetterbedingte Düsendonner über Bergen. Auf der Dachterrasse des Maintowers wurde gerade hessisches Wetterfernsehen veranstaltet, als wir oben ankamen. Diesen Mann mit seinem flauschigen Mikrophon hatte sie schon oft am Fernsehen gesehen. Selbstverständlich lief sie ins Bild und grüsste ihn, als wäre er von nebenan.

11 Die Sonne greift ein

Am Tag meiner Abreise, höre ich am Radio, ist der Umbau der Bahnhofshallen abgeschlossen, die letzte Scheibe wird feierlich eingesetzt. Fünfzigtausend Quadratmeter Neuglas, der Lichteinfall habe sich um fünfzig Prozent erhöht. «Es ist jetzt viel heller als früher», sagt der zuständige Beamte.

Durch den grossen Kerbelwald streifend, bin ich direkt in den Bahnhof gelangt. Die Sonne streichelt nun die Züge, die Köpfe und die glänzenden Schuhspitzen der Reisenden. Wir tragen Hochgeschwindigkeitsschuhe. Selbst, wenn wir den Streuobsthain nie mehr verlassen.